

Unser Hans.

Dummkopf von H. Gerson.

In einer mittelgroßen Stadt Norddeutschlands bewohnte der Rentner Adolf Breuer mit seiner Gattin Amalie und seiner hübschen Tochter Leonore, kurzweg Lora genannt, das hochparterre einer kleinen, von einem zierlichen, sorgfältig gepflegten Gärthchen umgebenen Villa. Der Sohn des allgemein beliebten Ehepaars, das in nicht zu fernem Zeit das fest der silbernen Hochzeit feiern sollte, weilte in Hamburg. Herr Breuer Sen. interessierte sich lebhaft für Kunst und Literatur und besaß auch allerlei Talente, auf die er nicht wenig stolz war. Er malte, spielte Violine und ließ ab und zu kleine Novellen oder wissenschaftliche Aufsätze in die Welt hinausflattern. Diese Rinder seiner schöpferischen Phantasie bereiteten dem alten Herrn jedoch gewöhnlich das zweifelhafte Vergnügen, mit rührender Anhänglichkeit zu ihm zurückzukehren, was Frau Amalie jedesmal zu dem entsetzten Ausrufe: „Na aber — das ist mir unbegreiflich! Da muß wieder so ein neidischer, feindseliger Kabbaleur dahinterstecken!“ beanstandete. Der Rentner ließ sich indes durch diese Rabalen nicht entmutigen, sondern schrieb auf die erste Seite seines Notizbuchs die Worte: „Rein Genie ohne Müß!“ und machte mit Notizstift einen dicken Strich darunter.

Noch eines Hausgenossen muß Erwähnung gethan werden. Dieser hieß Hans, war ein grüner Papagei und nebenbei der ungeschickteste und verdochnsteste Vogel von der Welt, der übrigens allen Grund hatte, sein Geschick zu segnen, denn man verachtete ihn in einer Weise, die ihm gleichgültig war. Hans, der selbst wie ein behäbiges Rentner lebte und durchaus nach keiner Verringerung seiner deneidischen Verhältnisse verlangte, durfte frei herumfliegen, er saß am offenen Fenster, spazierte über den Tisch, wenn gestrichelt wurde, und löstete mit Ohnmühen die aufgetragenen Gerichte, ohne erst eine Aufforderung, sich zu bedienen, abzuwarten. Gelernt hatte der Papagei nur sehr wenig, da man ihn nicht quälen wollte. Sein ganzes Repertoire beschränkte sich auf das Wort „Vorchen“, welches er herbeischnarrte wie ein Lieutenant.

Die Besucher der Villa kannten alle die Vorzüge des Ehepaars für das Thier und schmiedeten denselben daher nach Kräften. Insbesondere bemühte sich aber der Referendar Friß, die Günstigkeit des einflussreichen Papageis zu gewinnen. Er brachte stets bezugnete Mandeln, Kuchen oder kandirte Früchte mit und die Folge davon war, daß ihm Hans sein volles Vertrauen schenkte und sich, ohne erdichtete Schnabelhiebe anzuhäufeln oder lautes Getöse zu erheben, streicheln, ja sogar auf den Arm nehmen und herumtragen ließ.

Um seiner selbst willen wurden dem Papagei diese Aufmerksamkeiten nicht erwiesen. Der Referendar liebte die Tochter des Hauses und wünschte daher bei ihren Eltern einen Stein im Brette zu haben. Das junge Pärchen war vollständig einig, aber das alte Pärchen noch mit einigen Bedenken zu kämpfen, und deshalb hatte Friß bisher nicht gewagt, um die Hand des Mädchens zu bitten.

Seit Kurzem ging aber Herr Breuer so hülferrnig herum und lächelte so verklärt, daß er sich offenbar in der rosigsten Stimmung von der Welt befinden mußte. Als Steinau sogar eine Einladung zum Mittagessen erhielt, schwebte er in allen Himmeln und meinte mit seiner Werbung hervortreten zu dürfen. Raum konnte er den Augenblick, wo das Diner beendet sein würde, erwarten. Man war bereits glücklich bis zu dem, wie üblich aus Mandeln und Traubrofen bestehenden Nachtisch gelangt, als der Rentner mit geheimnisvollem Lächeln fragte: „Haben Sie die Sonntagsausgabe unseres Wochenblattes gelesen?“

„Gewiß“, erwiderte der Referendar. „Nun — und ist Ihnen da nichts aufgefallen?“

„Ich sehe voraus, daß Sie das Feuilleton nicht übergehen.“

„Rein, das thut ich nicht.“

„Dann müssen Sie aber doch die Novelle 'Abelheid von Raltenborn' gelesen haben?“

„Er muß nicht mehr in der Stadt sein.“

„Ganz recht. Was ist denn Ihre Meinung darüber?“

„Ach, hätte Steinau nur nicht gerade jetzt Vorden, die er doch so gern und viel ansah, aus den Augen gelassen! Das arme Mädchen sieht sich ganz erfolglos ab, ihm ein Zeichen zu geben, und wurde so weis wie das Fischchen, als er mit der größten Seltenheit erwiderte:“

„Meine Meinung? — Nun, die ist, daß eben nur in unserem Wochenblatt etwas so Einfältiges zum Abdruck gelangen kann.“

„So — so? Sie finden also dieses Opus einfältig?“ sagte der Rentner. „Es mag, als wäre ihm etwas im Halse stecken geblieben.“

„Und obendrein fabelhaft langweilig. Ich bitte Sie! Solche bei den Haaren herbeigezogenen Situationen. Dazu die schwerfällige, holperige Sprache und —“

„Genug! — So interessant und lehrreich diese kritische Besprechung auch ist, muß ich sie doch leider unterbrechen, um mich Ihnen als Verfasser des geschmähten Werkes darzustellen.“ rief Herr Breuer, indem er sich erhob. Er war so blauroth geworden, als drohe ihm ein Schlaganfall.

„Aber auch dem Referendar war es schwarz vor den Augen. „In der That?“ stammelte er. „Entschuldigen Sie! Ich glaube übrigens, daß ich soeben die Novelle mit einer anderen verwechselte.“

„Das bezweifle ich“, erwiderte der Beleidigte mit eisigem Tone. „Ich besinne mich jetzt auf einige wahrhaft frappante Wendungen und hochpoetische Gedanken. Auch geistreich satirische Bemerkungen.“

„Sie scheinen nicht nur mein Werk, sondern auch mich für einfältig zu halten.“

„Ich gebe Ihnen die Versicherung — man liest zuweilen so oberflächlich.“

„Und überheißelt noch oberflächlich!“ warf Frau Amalie mit einem vernichtenden Blicke ein und rief zum Fenster und begann Hans so heftig zu streicheln, daß er wüthend das Geschieder kräufelte und sehr energisch Protest erhob.

Steinau konnte sich nicht darüber täuschen, daß er verabschiedet sei. An dem weinenden Vorchen vorbei, das ihm zuflüsterte: „Nun ist Alles verloren“, führte er mit tausend Entschuldigungen aus dem Zimmer, während das Getöse des Papageis wie das gornige Geschrei eines Satans hinter ihm herklang.

Der Referendar machte verzweifelte Versuche, das frühere gute Einvernehmen wieder herzustellen — allein vergebens.

Nur einmal hatte Friß das Glück, der Geliebten zu begegnen, aber sie verflüchtete ihm nichts Erquickendes. Die Eltern sind gar nicht zu verfluchen, klagte sie mit Thränen in den Augen. „Daß Du aber auch so etwas sagen mußt!“

„Mein Gott, wie konnte ich denn ahnen, daß Dein Vater der Autor dieser Unflüchtigkeiten ist?“ vertheidigte er sich.

„Einerlei! Loben ist immer nicht so gefährlich wie tadeln.“

„Man muß aber doch den Rath haben, für seine Meinung einzustehen.“

„Hättest Du ihn denn? Die ungeschicktesten Entschuldigungen brachtest Du vor und machtest die Sache nur noch schlimmer.“

„Fast wäre es abermals zu einem Zerwürfniß gekommen, doch Friß lenkte rechtzeitig ein mit den Worten: „Wenn ich Deinen Vater nur nochmals sprechen könnte, dann wüßte ich schon, wie ich es anfangs, ihn zu verfluchen.“

„Er nimmt aber Deinen Besuch nicht an.“

„Soll ich vielleicht schreiben?“

„Du würdest den Brief unerschütet zurückschicken.“

„Nun, dann muß ich mir unter allen Umständen Eintritt bei Deinen Eltern verschaffen.“

„Wie willst Du das bewerkstelligen?“

„Ich habe eine Idee —“

„Hör!“

„Rein, nein, Du darfst doch nicht auch nichts erfahren.“

„Es wird mir beinahe bang.“

„Ganz ohne Gefahr ist es ja nicht, aber —“

„Du erschreckst mich!“

„Große Zwecke erkaischen gewagte Mittel.“

„Wenn Du mir nur sagen wüßtest — o Himmel, dort blickt eben ein Bekannter Papas um die Ecke. Hoffentlich hat er mich nicht gesehen.“

„In der nächsten Sekunde war er entflohen. Mit Recht behauptet man, daß selten eine Unannehmlichkeit allein kommt. Raum begannen Herr und Frau Breuer sich ein wenig von dem Aergers zu erholen, da geschah etwas, wodurch beide in höchste Bestürzung versetzt wurden. Ein Morgens war Hans verwundet. Man rief, lachte, durchsuchte alle Räume und den Garten — keine Spur von dem Häslingling konnte gefunden werden. Auch die dem Wiederbringern jugendliche große Besorgung führte nicht zu dem gewünschten Resultat. Der auf räthselhafte Weise in Verlust gerathene Vogel bildete bald überall das Hauptgesprächsthema; man machte förmlich Jagd auf ihn und erging sich in den abenteuerlichsten Vermuthungen.

„Er muß nicht mehr in der Stadt sein.“

„Ganz recht. Was ist denn Ihre Meinung darüber?“

„Ach, hätte Steinau nur nicht gerade jetzt Vorden, die er doch so gern und viel ansah, aus den Augen gelassen! Das arme Mädchen sieht sich ganz erfolglos ab, ihm ein Zeichen zu geben, und wurde so weis wie das Fischchen, als er mit der größten Seltenheit erwiderte:“

„Meine Meinung? — Nun, die ist, daß eben nur in unserem Wochenblatt etwas so Einfältiges zum Abdruck gelangen kann.“

„So — so? Sie finden also dieses Opus einfältig?“ sagte der Rentner. „Es mag, als wäre ihm etwas im Halse stecken geblieben.“

„Und obendrein fabelhaft langweilig. Ich bitte Sie! Solche bei den Haaren herbeigezogenen Situationen. Dazu die schwerfällige, holperige Sprache und —“

„Genug! — So interessant und lehrreich diese kritische Besprechung auch ist, muß ich sie doch leider unterbrechen, um mich Ihnen als Verfasser des geschmähten Werkes darzustellen.“ rief Herr Breuer, indem er sich erhob. Er war so blauroth geworden, als drohe ihm ein Schlaganfall.

„Aber auch dem Referendar war es schwarz vor den Augen. „In der That?“ stammelte er. „Entschuldigen Sie! Ich glaube übrigens, daß ich soeben die Novelle mit einer anderen verwechselte.“

„Das bezweifle ich“, erwiderte der Beleidigte mit eisigem Tone. „Ich besinne mich jetzt auf einige wahrhaft frappante Wendungen und hochpoetische Gedanken. Auch geistreich satirische Bemerkungen.“

„Sie scheinen nicht nur mein Werk, sondern auch mich für einfältig zu halten.“

„Ich gebe Ihnen die Versicherung — man liest zuweilen so oberflächlich.“

„Und überheißelt noch oberflächlich!“ warf Frau Amalie mit einem vernichtenden Blicke ein und rief zum Fenster und begann Hans so heftig zu streicheln, daß er wüthend das Geschieder kräufelte und sehr energisch Protest erhob.

Steinau konnte sich nicht darüber täuschen, daß er verabschiedet sei. An dem weinenden Vorchen vorbei, das ihm zuflüsterte: „Nun ist Alles verloren“, führte er mit tausend Entschuldigungen aus dem Zimmer, während das Getöse des Papageis wie das gornige Geschrei eines Satans hinter ihm herklang.

Der Referendar machte verzweifelte Versuche, das frühere gute Einvernehmen wieder herzustellen — allein vergebens.

„Zu viel! Zu viel!“ röhnte Herr Breuer, auf einen Stuhl findend.

„Was? Zu viel? Im Begreiflich! Es war wenig genug für ein so kluges und feinsinniges Thier, und wenn ich nicht mit aller Kraft meiner Lungen geflücht hätte —“

„Ach, das meine ich ja nicht — aber da — da sieh' her!“

„Alle Wetter! Man möchte glauben, Ihr wollt einen Handel mit ausländischen Vögeln anfangen. Das ist aber ärgerlich und könnte mir fast die Laune verderben.“

„Nur nicht verdriechlich werden, an einem so schönen und wichtigen Tage!“ bat Frau Amalie mit schwacher Stimme. „Die lieben Thierchen sind nun einmal da — und das Weitere findet sich.“

„Ja — natürlich. — Nimm inzwischen unseren herzlichsten Dank, mein Junge“, sagte der Rentner hinzu, den Sohn mit lauer-süßer Miene in's Zimmer führend, entfernte sich aber sofort wieder unter einem passenden Vorwand und sagte zu dem Diener: „Jaob, wenn — was Gott verhüten wolle! — noch Jemand mit einem Papagei kommen sollte, so lassen Sie ihn nicht eintreten. Haben Sie verstanden? Unter gar keiner Bedingung! Sagen Sie, wir wären verreist oder krank — oder was Ihnen sonst einfällt — mir ist es einerlei — aber auf jeden Fall weisen Sie ihn ab, vorausgesetzt, daß Ihnen Ihre Stellung lieb ist.“

„Wieber zu den Steinigen zurückgekehrt, legte er sich an den zierlich gebildeten Tisch, auf welchem bereits ein reichliches Gedecktrüß stand, und begann mit verzweifelter Eifer zu essen und zu trinken. Etwas folgte dem Beispiel des Vaters. Das Klappern der Zeller und das Klirren der Gläser bildete ein effektvolles Accompanement zu der Tafelmusik, welche die Vogel-Quartette sich angehen ließen, zu vollführten.“

„Das bestellte und miente, freilich und ich warnte von allen Seiten, aber wenn auch Frau Amalie zuweilen leise seufzte die Hände an die Ohren drückte, und Herr Breuer mit einem trampfhaften Versuch zu scherzen sagte: „Ich weiß nicht mehr ob ich in meiner Wohnung oder in einer Menagerie bin“, so verhehlte der Wein doch seine erbitternde Wirkung nicht. Man fing bereits an die Sache ruhiger, gemüthlicher in einem freundlicheren Lichte zu betrachten, als die Klingel erkante und Jakob gleich darauf dem neuen Anstömmling verscherte, es sei Niemand zu Hause.“

„Ich erfuhr heute von dem Gärtner, daß Ihre Herrschaft anwesend ist, also melden Sie mich,“ wurde entgegnet. Vorchen erwiderte vor Schreck und Ueberstimmung, während der Rentner zornig vor sich hin murmelte: „Wie? — Er wartet es hierher zu kommen? Das ist wirklich stark! Das —“

„Aergere Dich nicht, Gottliebchen. Es ist gefährlich, wenn man viel gegessen hat.“ bat seine Gattin anzüglich.

„Herr Referendar, es thut mir leid, allein ich kann Niemand vorlassen.“ bejarrte Jakob.

„Ich bringe aber doch —“

„Ja, ja, ich sehe wohl, daß Sie etwas Gutes und Lebendiges unter dem Rock haben.“

„Im Himmelswillen!“ ächzte Frau Amalie. Der Rentner sprang beinahe wild empor und schloß die Thür zu.

„Aber meine Karte kann doch abgegeben werden?“ parlamentierte Steinau draußen.

„Unmöglich. Ich muß mich streng an den Befehl des Herrn halten.“

„Nun wohl — dann tragen Sie wenigstens den Papagei hinein.“

„Erst recht nicht! Um keinen Preis!“

„Es ist wirklich so toll! Ich lasse ihn hier.“

„Beiseite nicht! Sie machen mich unglücklich, Herr Referendar. Sie bringen mich aus dem Verstand. Ich bin Familienvater —“

„Ich glaube Sie leiden an Geistesstörungen, mein Lieber. — Da es also nicht anders ist, nehme ich das Thier wieder mit.“

„Ich denke auch,“ murmelte Herr Breuer ingrimmig.

„Bald darauf vernahm man die Schritte Steinaus auf dem Kiesweg des Gartens. — Doch was war das? — „Lorrrchen!“ schnarrte es plötzlich dort unten. „Unser Hans!“ Wie aus einem Munde tönte der Ruf. „Lorrrchen!“ hörte man nochmals, aber schon aus weiterer Entfernung.

„Ihm nach! Ihm nach!“ schrie Frau Amalie, der Rentner aber rief die Thüre auf und befahl dem erschauerten Jakob, dem Herrn Referendar sofort zurückzuholen.

„Eine ebenso rührende als aufregende Scene folgte, denn kaum hatte Hans sich den freudenden und liebenden Händen entwand, so gerieth er auch schon in wüthenden Streit mit seinen vier Rivalen. Man beehrte sich, die Rämpfenden zu trennen und sodann erwiderte Steinau auf die vielen, sich fast überschürenden Fragen: „Ich fand ihn vor ungefähr vierzehn Tagen in den Anlagen. Er war halb verhungert und sah elend aus, daß ich ihn erst wieder aufzuleben und pflegen mußte, denn ich wollte seinen berechneten Eigenthümern nicht den Schmerz bereiten, ihn in einem derartigen Zustand der Verkommenheit zu sehen.“

„Mein armer Pöbeling,“ rüfferte Frau Amalie eine Thräne trocknend.

„Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, Herr Referendar,“ sagte

der Walros-Jäger vom Walboot rasch einen hierfür bestimmten kleinen Raufen, dessen Planken wohl eis angestrichen sind, so daß sie sich nicht vom Eis unterheben, und der Jäger erst in wässriger Höhe sichtbar werden kann.

Im Uebrigen muß die Annäherung sehr vorsichtig erfolgen; denn sobald einmal zwei oder drei große Walrosse Verdacht schöpfen und vom Eis in das Wasser schießen, folgt gewöhnlich das ganze Rudel nach, und es ist für diesmal aus mit dem Vergnügen. Es werden zum Schießen Flinten verwendet, die man für die Ferne und für die Nähe gleichgut benutzen kann. Liegt das Eisgesehbe günstig für den Jäger, so kann dieser manchmal bis auf 200 Yards heranrücken, ehe er den ersten Schuß abfeuert; oft aber kann er nicht näher kommen als 600 Yards. Er muß Sorge tragen, daß die ersten zwei oder drei Schüsse gut, sehr gut treffen, und bei jedem Schuß ein Walros auf der Stelle getödtet wird. Ist ein Walros bloß verwundet, so führt es sich ohne Weiteres in das Wasser, und alle übrigen folgen nach — werden aber zwei oder drei auf der Stelle getödtet, so überfliegen sich einfach ihre Körper auf dem Eis, es entsteht keine besondere Bewegung, und das übrige Rudel bleibt vorerst, wo es ist.

Gewandt, schneidige Jäger dringen, nachdem sie zwei oder drei Walrosse getödtet, sachte in ihrem kleinen Boot weiter nach dem Eisgesehbe vor, bis sie eine Landung bemerklichermaßen können; dann bestreben sie sich, ihren dem Körper eines der erlegten Thiere und legen darauf das Feuer einfach so rasch wie möglich fort. Manchmal Jäger soll es schon gelungen sein, auf solche Weise in einem Tage 2000 der Thiere zu tödten. Das Gehirn eines Walroses liegt nicht oben im Kopfe, sondern in der Erhöhung am Hinterhals. Dieser Höcker ist stets das Ziel des Jägers, und wird das Hirn getroffen, so tritt augenblicklicher Tod ein.

Auf dem Eis lassen sich die Walrosse niemals in einen Kampf mit einem Jäger ein; aber im Wasser können sie ihm manchmal „die Hölle heiß machen“. Sie schlafen mit Vorliebe in kaltem Wasser zwischen den Eisgesehben, wobei ihr drummer Kopf 2 oder 3 Zoll über dem Wasser heranschiebt; jeder Kopf sieht dann genau aus, wie die Krone eines braunen Derby-Hutes, der im Wasser schwimmt. Welche den Jäger, der einen solchen Schlafes, besonders wenn derselbe ein alter Balle ist, fört oder mit seinem Raufen in eine Heerde schlafender Walrosse geräth! Da geht es auf Leben und Tod, und ein Walros unter solchen Umständen gehört zu den bössartigsten Kämpfern, die man sich denken kann. Mit einem der Stößzähne (die für Stenbein so gerichtet sind und immer werthvoller werden) kann ein Balle, oder auch eine Kuh, ein Boot mit einem einzigen Stoß zertrümmern, dann mag der Jäger sehen, wo er bleibt. Ich bin schon manchmal nur wie durch ein Wunder entkommen.

Einem mächtigen thierischen Feind hat das Walros am Eisbär, und ich habe es schon gesehen, wie ein Eisbär in einem einzigen Schlag seiner Zähne einen Walros-Bullen tödtete, der größer als ein tegamischer Stier war, dann mit seiner starken Annade den Körper weitergeschleppte, in die See sprang, eine Strecke weit schwamm und seine Beute auf ein anderes Eisgesehbe hinaufzog. Selten belästigt ein Eisbär einen Walros-Jäger, wenn nicht die Beiden auf einem Eisgesehbe plötzlich zusammen treffen. Diese gewaltige Bestie greift in der Regel nur aus Hunger einen Menschen vorzüglich an; Eisbären aber haben fast niemals Hunger zu leiden.“

Nichts drückt schwerer, als ein leeres Portemonnaie.

Auf der Walros-Jagd.

Die Jagd auf Walrosse wird von Jahr zu Jahr um so eifriger betrieben, je weniger einträglich die Walrosjagd wird, und läßt an Aufregung und Gelehrigkeit nichts zu wünschen übrig. Manche Walrosjäger und Andere, welche sich ihr berufsmäßig widmen, fassen sich so sehr als Sportsleute, wie nur irgend ein geschickter und gezielter Kämpfer, der auf dem Lande nur spafes halber auf die Jagd geht. Auf jedem Walros-Boot in der Verbrings-See findet man heutzutage einige Leute, die sich schon als Walros-Jäger verdingen haben.

Bei einer Temperatur von 60 Grad und Sturmstille,“ erzählte jüngst einer der erfahrensten Walfänger der Pacificküste, „habe ich manchmal auf dem Eismeer, etwa im 70. Grad nördlicher Breite, auf einem Eisgesehbe gelegen und 48 Stunden hintereinander nach Walrosen geschossen. Das möchte ich durchaus nicht als eine besondere, heroische Leistung betrachten sehen. Datsächlich ist das Walros-Schießen unter den besagten Verhältnissen ein ganz prächtiger Sport, wenn man auf das Wetter geachtet ist, und sicherlich kann kein Farmerjunge in Missouri auf schneebedecktem Gefilde mitten im Winter einen größeren Genuß vom Walschießen haben, als ich im Eismeer vom Walrosjagen. Es gehört natürlich das richtige Können dazu: Planen- und Pelz-Unterleider, Robbenfell - Stiefel und Leberrod, gediegene Pelzlappe und Fausthandschuhe.“

Die Walrosse schweifen in Rudeln umher und finden sich meistens auf Eisgesehben, die nicht mehr in Sicht des Landes sind. Sobald in der Tageszeit ein solches Rudel sichtbar wird, befeigt

Die Liebesgeschichte einer Löwenbändigerin

bildet das allgemeine Gespräch in Artistenkreisen Berlin's und liefert einen neuen Beitrag zu dem inhaltreichen Kapitel von Freud und Leid des fahrenden Völkchens. Demoiselle Louise, die schönste und klügste Dompteuse der Gegenwart, welche alljährlich in einer exotischen Ausstellung in Berlin den Kampf mit den Wildenkönigen aufnahm, entdeckte plötzlich, daß ihr Herz nicht nur den wilden Bestien, sondern auch einem Löwen des Salons zugethan war. Dieser, ein sberreichlicher Arzt gehörte täglich zu den Bewunderern ihrer Kunst und erklärte ihr schließlich, daß er ohne sie nicht mehr leben könne. Doch der junge Herrreiter hatte die Rechnung ohne seinen Nebenbuhler gemacht, einen Kollegen der schönen Demoiselle Louise, der gleich ihr wilde Raubthiere zu zahmen Ragen zu machen verstand. Dieser Kollege sah mit grimmen Blicken auf das werdende Liebesverhältniß der beiden, und glaubte ältere Ansprüche geltend machen zu können. Da — an einem Abend, als Louise wieder auftreten sollte, ließ es plötzlich, sie sei verschwunden, und bald darauf traf bei der Direction ein Telegramm des Inhalts ein, daß die kluge Dompteuse ihren vierbeinigen Löwen den Rücken gelassen habe, und daß fortan der sberreichliche Arzt für sie der Löwe des Tages sei, mit dem sie in die weite Welt gegangen. Der verlassen Liebhaber tritt jetzt alljährlich mit besialischer Wuth unter die Löwen, von denen er sich am liebsten freffen ließe, um allem Liebesgram ein rasches Ende zu bereiten.